

Laudatio zur Verleihung des Jugendtheaterpreises
Baden-Württemberg 2014
von Andreas Jüttner

»Denk dir ein Trüffelschwein / Denks wieder weg. / Wird es auch noch so klein / Wird nie verschwunden sein / Bleibt doch als Fleck.« So fasst Robert Gernhardt die schöpferische Kraft der Gedanken in Worte. Oder ist es die schöpferische Kraft der Worte, die Gedanken auslösen? Zum Beispiel die Worte: »Ich bekomme einen Bruder.« So eröffnet der Protagonist das Stück »Patrick's Trick« von Kristo Šagor. Wenn ein Stück so beginnt, dann ist dieser Bruder einmal gedacht. Er kann nicht mehr weggedacht werden. Und deshalb steht dieser Bruder auch mit Patrick auf der Bühne. Obwohl er eigentlich noch gar nicht auf der Welt ist, ja sogar noch nicht einmal sicher ist, ob er überhaupt jemals auf die Welt kommen wird. Denn er könnte zwar nicht mehr weggedacht werden, wohl aber – wie Abtreibung mitunter verharmlosend genannt wird – »weggemacht«. Darüber denken Patrick's Eltern nach, auch wenn sie es nicht ausdrücklich sagen. So, wie sie Patrick ohnehin nichts ausdrücklich sagen. Vom Werden seines Bruders erfährt Patrick zufällig durchs Lauschen an der Küchentür, ebenso wie von dessen drohender Behinderung. Wobei das Wort »Behinderung«, das ja auch sofort Gedanken auslöst, lange Zeit gar nicht fällt. Es heißt nur: »Vielleicht wird er niemals lernen, richtig zu sprechen.« Gerade als erwachsener Leser oder Zuschauer könnte man zu diesem Zeitpunkt glauben, es entspinne sich nun ein Familiendrama um die Entscheidung für oder gegen ein behindertes Kind. Es geht aber um etwas Größeres, Umfassenderes: Darum, was bei jedem von uns so alles dazu gehört, »richtig zu sprechen«. Zum Beispiel: Wie fragt man als Elfjähriger, den die zufällig aufgeschnappten Andeutungen der Eltern umtreiben, seinen besten Freund um Rat? Oder: Wenn dieser Freund einen zum rabiaten Danijel schickt, weil der doch ganz spät Deutsch gelernt hat und deshalb vielleicht weiß, wie man sprechen lernt – hat es dann einen Sinn, den anzusprechen? Getrieben von der Sorge um den Bruder, den es wie gesagt bisher ja nur im Konjunktiv gibt, traut sich Patrick – mit überraschendem Ergebnis. »Ich war sicher, er haut mir eins auf die Fresse«, sagt Patrick. »Hat er aber nicht«, kommentiert sein Bruder.

Das Stück verzichtet auf den expliziten Verweis, dass Patrick hier lange vor seinen Eltern entdeckt, wie grundlos Kommunikationsscheue oft ist und dass man sie überwinden muss, um »richtig zu sprechen«. Es führt nicht etwa vor, wie Verschweigen fatale Folgen nach sich zieht, sondern zeigt, welchen Gewinn es bringen kann, zu reden: Patrick fragt nach. Bei einem kroatischen Boxer, bei seiner Deutschlehrerin, bei der behinderten Gemüsefrau und bei dem philosophisch-poetisch bewanderten Lebenskünstler, den alle nur »Professor« nennen. Und am Ende, als seine Mutter ihm endlich reinen Wein einschenken will, kann er sie unterbrechen mit folgendem Satz: »Ja, weiß ich, Mama, er wird behindert sein, eine Trisomie, er wird vielleicht nicht mal richtig sprechen lernen, ich habe euch belauscht, jede Nacht, wenn ihr geflüstert habt, das ist nicht schlimm, Mama, ich habe einen Plan, ich war bei Professor Milch, und Danijel hat mich zu dem Boxer gebracht, und der hat gesagt, jeder Satz ist wie ein Schlag oder kann wie ein Schlag sein, und Professor Milch hat gesagt, dass ich weiß, dass man gar nicht wissen soll, was für Augen die Rauschelbeeräugige hat, ist gut, denn weil das mir hilft, hilft das meinem Bruder, das habe ich zwar nicht genau verstanden, aber das werde ich noch verstehen, sagt Professor Milch, und ich glaube, das stimmt.«

Es ist ein langer Satz, den man nur verstehen kann, wenn man über das Stück hinweg die Erkenntnis des kroatischen Boxers befolgt: »Sprechen lernen kann man nur, wenn man zuhört. Viel zuhört. Gut zuhört.« Großartig ist, wie subtil Šagors Stück diesen Satz im Stückverlauf beglaubigt. Denn auch Patrick hört gut zu. Das zeigt die Form dieser, nennen wir es ruhig mal so, Bildungsreise: Physisch präsent auf der Bühne sind nur Patrick und sein Bruder (bzw. deren Darsteller), die alle anderen Rollen auch spielen. Genauer gesagt: Der Bruder (der wiederum ja nur im Denken von Patrick

existiert) spielt sie. Das macht diese Rolle zum Schauspielerfutter par excellence, was aber kein reiner Selbstzweck ist. Denn die Rollen werden zwar samt und sonders durch den Bruder etabliert, nach und nach aber von Patrick übernommen, bis er in einem furiosen Schlussmonolog – schon allein für diese Szene freue ich mich auf die Uraufführung – alle sprechen kann. Ein brillantes Bild dafür, wie man durch Fantasie zur Empathie findet.

Natürlich geht es in »Patricks Trick« auch um die Frage, ob und wie das Leben mit einem behinderten Kind bzw. behinderten Geschwister wäre. Auch hierfür gibt es markante Szenen, etwa wenn der Bruder Patricks Das-pack-ich-schon-Optimismus begegnet mit einem beharrlichen »Und wenn ich die ganze Zeit schreie?«, gefolgt von einem markerschütternder Schrei. Letztlich aber geht es, man verzeihe mir das Pathos, um die verbindende Macht des Wortes zwischen Mensch und Mensch (und somit auch um die trennende Wirkung der Sprachlosigkeit). Inhaltlich überwältigt »Patricks Trick« durch hinreißend pragmatischen Optimismus und unverkitschte Lebensbejahung. Formal begeistert der Text, indem jede Szene eine Spiel-Fundgrube für ein Virtuosen-duo ist, ohne diese zum Selbstzweck zu machen. Und angesichts der vielen Sprechstile, von Danijels ruppigem »Verpiss dich« bis zum Celan-Zitat des Professors gilt für das ganze Stück, dass es den gut Zuhörenden lehrt, »richtig zu sprechen«. Wobei es das Zuhören mit seinem lakonischen Witz zum Vergnügen macht.

»Denk dir ein Trüffelschwein...« Im Wettbewerb gab es viele faszinierende, spannende, anrührende Stücke zu lesen, aber eines hat mich ganz besonders dazu angeregt, seine Szenen zu denken, und ich danke den ebenso stimmenden Juroren, dass ich hier als Laudator Kristo Šagor für das Denken von »Patricks Trick« danken darf.

*Quelle: Gustav Kiepenheuer Bühnenvertriebs GmbH
(www.kiepenheuer-medien.de)*